

Przeglądy i komentarze

Vom Schreiben einer Biographie

Gedanken nach einer Biographie über Walter Ulbricht

„Eine Biographie ist eine Sammlung von Zufällen, das Kontinuierliche besteht in der Sensibilität für Zufälle.“¹

Im Sommer 2023 und im Frühjahr 2024 erschien in Deutschland meine zweibändige Biographie über Walter Ulbricht, dem wichtigsten und einflussreichsten deutschen Kommunisten.² Er überlebte den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik, die ersten Monate der nationalsozialistischen Diktatur, die Emigrationsjahre in Prag, Paris und vor allem Moskau und kam 1945 als mächtigster deutscher Kommunist zurück nach Berlin, wo er unter Stalins Aufsicht den kommunistischen Traum verwirklichen sollte und die „Diktatur des Proletariats“ als *de-facto* Chef der „Partei neuen Typus“ errichten sollte. Ihm gelang das und er behauptete sich: weder der Volksaufstand im Juni 1953 gegen die kommunistische Herrschaft noch die Krise nach Chruschtschows Enthüllungen 1956 konnten seine Macht gefährden. Ulbricht war zudem sehr lernfähig – gegen den Ostblock und mit Chruschtschows Hilfe stabilisierte er auch 1960/61 in einer ähnlichen Krise wie 1952/53 das Regime,³ ließ die Mauer errichten und erfand sich anschließend nochmals neu, nun als Modernisierer, der schließlich am Alter und an Honecker scheiterte.

Walter Ulbricht war einer der erfolgreichsten Kommunisten überhaupt. Eine wissenschaftliche Biographie über ihn war überfällig. Ich habe mich mein ganzes Leben, auch schon bevor ich Historiker werden konnte, für ihn interessiert.⁴ Meine voluminöse Bio-

¹ Lukas Luhmann: *Achimedes und wir*. Interviews. Berlin 1987, S. 134.

² Ilko-Sascha Kowalczyk: *Walter Ulbricht – Der deutsche Kommunist (1893-1945)*. Verlag C. H. Beck, München 2023, 1006 S.; ders.: *Walter Ulbricht – Der kommunistische Diktator (1945-1973)*. Verlag C. H. Beck, München 2024, 956 S.

³ Ders.: *Od nieudanej rewolucji do zapobiegania powstaniom: panowanie SED w latach 1953-1961*, in: *Pamięć i Sprawiedliwość* 11(2007) 1, S. 33-60; ders.: 17 czerwca 1953. Historia powstania. Wrocław 2013.

⁴ Ders.: *Walter Ulbricht – Der kommunistische Diktator*, S. 737-740.

graphie, die in Deutschland auf ein unerwartet breites und überaus positives Echo stieß, basierte auf Forschungen, die mich in über 60 Archive in etwa zwölf Ländern führten. Ich wertete die gesamte vorliegende Forschungs- und Erinnerungsliteratur aus. Mich beschäftigte das Vorhaben viele Jahre, fast alle meine bisherigen Forschungen und die daraus resultierenden Bücher hatten mit Ulbricht im Zusammenhang gestanden. Insofern ist meine Ulbricht-Biographie auch eine Summe meiner lebenslangen Forschungen. Und doch betrat ich für mich wissenschaftliches Neuland – das war meine erste wissenschaftliche Biographie. Wenn ich vorher gewusst hätte, worauf ich mich einlassen musste, hätte ich womöglich das Projekt gar nicht erst durchgeführt. Ich möchte hier über die methodischen Herausforderungen berichten, die mich besonders beschäftigten.

Walter Ulbricht war mir immer fremd. Er ist mir auch beim Schreiben dieser Biographie nicht zu nahe geworden. Das ist keine nebensächliche Bemerkung. Kann ich denn über eine Persönlichkeit eine Biographie schreiben, die mir selbst in ihren menschlichsten Regungen fremd bleibt? Das ist eine methodische Frage, die in der Geschichtswissenschaft von Gewicht ist. Es geht um Nähe und Distanz. Bei Ulbricht brauchte ich nie Sorge zu haben, dass mir Distanz fehle. Aber wie steht es um Nähe? Würde es ganz ohne Empathie, ohne Sympathie für den Hauptprotagonisten gehen, jahrelang an einer Biographie zu arbeiten?

Ich muss gestehen, ich musste an mir arbeiten – es gab mehr an Ulbricht, an dem Mann vor 1945, vor 1933, vor 1918, das mich faszinierte, interessierte, aufhorchen und staunen ließ, das mich beeindruckte, mehr als ich vermutet hätte. Zuweilen musste ich mich zwicken am Schreibtisch und mir in der fröhlichen Einsamkeit zurufen: Das ist Ulbricht, der darf dir nicht sympathisch sein, du darfst dich mit ihm nicht gemein machen. Ich musste mir vergegenwärtigen: Eine Biographie, egal von wem, ist keine lineare Entwicklungsgeschichte, bei der sich eines aus dem anderen wie von selbst, logisch, wie einem Gesetz folgend ergibt. Allen, die glauben, dass es so ist, rate ich: Schau auf deine eigene Biographie. Und zwar nicht auf die, mit der du dich irgendwo bewirbst und alle so lange zu täuschen versuchst, bis du selbst an deinen stringenten Weg glaubst – nein, schau auf deinen eigenen Lebensweg. Niemand wird da jene Linearität entdecken (höchstens konstruieren), die zuweilen bekannten Menschen der Geschichte untergeschoben wird.

Ich entdeckte einen Ulbricht, den ich nicht kannte – immer wieder und nicht nur in seinem Leben vor 1945, auch in den folgenden Jahrzehnten, als er mächtig wie nur ein anderer in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts war. Das stellte mich vor ein Problem, mit dem ich am allerwenigsten gerechnet hatte: Ulbricht war mir eben nicht grundsätzlich und immer unsympathisch. Er wurde unter der Hand zu „meinem Ulbricht“. Eine nicht ganz untypische Berufsdelle. Das ging für mich persönlich ganz und gar nicht. Ulbricht war der Mauerbauer, derjenige, der Todesstrafen anordnete, der seine Ziele mit fast allen Mitteln zu erreichen gedachte – was soll da meine Sympathie, weil er einen freundlichen Brief schrieb, nett zur Tochter war, seine Frau liebte, mit den verflorenen Frauen höchst respektabel umging, sich aus einem prekären sozialen Milieu herausarbeitete, sich als Autodidakt eine beachtliche Bildung aneignete, klug und schlau, gewitzt und auch witzig war, gern auf einem Berg saß und in die Weite schaute?

Solche Zwickmühlen sind für Biographen nicht ungewöhnlich. Sucht man sich keinen Bösewicht der Geschichte aus, sondern eine Lichtgestalt, steht man übrigens vor der gleichen Herausforderung. Denn auch sie ist nicht immer eine lichte Gestalt, wie der Bösewicht nicht als solcher zur Welt kam. Das wirft die älteste aller Fragen, wenn es um Biographien geht, auf: Was genau bezweckt die Biographie eigentlich?

Ich hatte mir dieses Buch anders vorgestellt, vor allem knapper und pointierter.⁵ Aber auch prosaischer. Das alles überlasse ich anderen. Es ist eine konventionelle Biographie geworden, die von den Lesern keine aktuellen Theoriekenntnisse abverlangt. Beim Schreiben zielte ich auf kein besonderes Publikum. Mir war allein wichtig, mich beim Schreiben und Lesen nicht zu langweilen. Nun ist Langweile etwas sehr Subjektives. Vieles, was andere langweilt, finde ich höchst aufregend. Und umgekehrt. Ich jedenfalls habe mich beim Lesen meines Manuskriptes nicht gelangweilt. Einen kritischeren Leser hätte ich nicht finden können. Es ist mein Text, der mir nun nicht mehr gehört.

Was ich zu Beginn der Arbeit an diesem Buch nicht ahnte, aber dann mit großer Begeisterung betrieb: Um über Walter Ulbricht, einen der einflussreichsten deutschen Politiker des 20. Jahrhunderts, in einer Reihe stehend mit Konrad Adenauer, Willy Brandt, Friedrich Ebert, Helmut Kohl oder Adolf Hitler, zu schreiben, bedurfte es einer Grundlagenforschung größeren Ausmaßes. Die Biographie ist ein Geschichtsbuch, in dem sich Zeiten, Strukturen, Ereignisse und Person miteinander vermischen. Ulbricht ist ein Kind seiner Zeit, der seiner Umgebung und bald sogar seiner Zeit seinen Stempel aufdrückte. Und doch bedurfte es immer Stempelfarbe, um das sichtbar werden zu lassen. Die Meisten von uns verfügen nicht über die Möglichkeit, den eigenen Stempel mit Farbe so zu benetzen, dass Abdrücke für andere deutlich werden. Ulbricht gehörte zu dieser Minderheit, deren Spuren irgendwann nicht mehr zu verwischen waren.

Hier aber lauert eine Falle: Es gibt nicht diese Stringenz, die wir anderen und womöglich unserer eigenen Biographie gern andichten. Es bleibt nur die Möglichkeit, eine Biographie mit ihren Brüchen zu erzählen. Hier kommt Biographen eine fast unlösbare Aufgabe zu: Wie soll ein Leben erzählt werden, dessen größte Kohärenz und Stringenz womöglich der Eigenname als andauernde Kontinuität ausdrückt?⁶ Biographien sind durch Zufälle gekennzeichnet, die wir in der Regel nicht einmal kennen. Wie aber lässt sich etwas beschreiben, was gar nicht bekannt ist? Biographen müssen sich an dieser Stelle entscheiden: wissenschaftliche Geschichtsschreibung oder literarisches Kunstwerk?

Ich habe mein ganzes Leben lang immer und immer wieder Biographien und Autobiographien gelesen, seit meiner ausgehenden Kindheit. Kaum andere Bücher haben mich so begeistert. Biographien etwa von Stefan Zweig, aber auch von Ralph Dutli über Mandelstam (2003), Stephen Greenblatt über Shakespeare (2004), Andreas Gurski über Dostojewski (2018) oder Golo Mann über Wallenstein (1971) haben mich tief beeindruckt – ich könnte viele hinzufügen. Ich habe sie alle als „Kunstwerke“ gelesen. Begeistert. Sie erreich-

⁵ Jan Romein: *Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik*. Bern 1948, S. 142, 146.

⁶ In Anlehnung an: Pierre Bourdieu: *Die biographische Illusion*, in: ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. 9. Aufl., Frankfurt/M. 2015, S. 75-83.

ten nicht nur meinen Kopf, sondern auch mein Herz. Das gelang den Autoren, weil sie viele Fragen hatten. Aber auch einige Antworten. Sie wussten zuweilen sogar, was ihr Held dachte, fühlte, wollte. Keine Ahnung, woher eigentlich.

Ich bin kein literarisch veranlagter Künstler. Meine Richtschnur sind die mir bekannten Quellen. Auch wenn ich davon zuhauf fand, erst in diesen Papierbergen konnte ich erkennen, dass mir die wichtigsten fehlten, immer fehlen würden. Sie kannte nicht einmal mein Protagonist. In meiner Ulbricht-Biographie ist kaum etwas von Gefühlen des Helden zu lesen. Woher sollte ich diese kennen? Ich weiß nicht, was sich in seinem Kopf zutrug. Ich weiß nicht, was er dachte, fühlte, woran er wirklich glaubte, was er wirklich wollte. In seinen Kopf konnte ich begrenzt, in sein Herz bis auf ganz wenige Ausnahmen gar nicht hineinblicken. Ich behaupte also nicht, was ich nicht wissen kann. In dieser Biographie kommt nur vor, was ich glaube, beweisen zu können.

Ist diese Biographie eine objektive Darstellung? Nein, nein und nochmals nein. Ich glaube nicht an die Objektivität geschichtswissenschaftlicher Rekonstruktionen und Erzählungen. Ich glaube überhaupt nicht an Objektivität. Keine Versuchsanordnung ist frei von Subjektivität, was auch immer Wissenschaftsgläubige erzählen mögen. Ulbricht war übrigens so ein Wissenschaftsgläubiger, immer dem 19. Jahrhundert verhaftet geblieben, in vielerlei Hinsicht. Eine Geschichtenerzählerin, eine Biographin, eine Historikerin wählt aus, ordnet, strukturiert. Sie stellt die Vergangenheit in ihrer eigenen Perspektive zur Geschichte zusammen. „Der Historiker gehört selbst zu der Geschichte, mit der er sich beschäftigt.“⁷ Das geschichtswissenschaftliche Bemühen sollte die Verifizierbarkeit der Quellen zur Grundlage haben.⁸ Jede Biographie hängt vom Biographen ab.⁹

Der Historiker Edward H. Carr definierte vor Jahrzehnten: „Das Studium der Geschichte ist ein Studium der Ursachen.“¹⁰ Die Aufklärung und der deutsche Idealismus verbreiteten die Idee, „Geschichte“ als Selbstverwirklichungsprozess des Menschen, also als gesellschaftliche Entwicklung, sei gestaltbar. Geschichte ist an sich nur Rekonstruktion, das Verbindungsglied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Nicht nur Historiker versuchen, der Vergangenheit – „Die Weltgeschichte hat keinen Sinn“¹¹ – einen Sinn zu geben. Viele begreifen sich als wissenschaftliche Aufklärer, die ihre Standortgebundenheit zu rationalisieren suchen. „Gegenwart“ ist für Historiker ein Zustand, der durch die Vergangenheit definiert ist. „Gegenwart“ hat „allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneidet und der Vergangenheit zuweist“.¹² Im Zentrum ihrer Aufmerksam-

⁷ Thomas Nipperdey: *Kann Geschichte objektiv sein?* (1979), in: ders.: *Nachdenken über deutsche Geschichte*. Essays. 2. Aufl., München 1991, S. 268.

⁸ Johann Gustav Droysen: *Historik*. 4., umgearb. Aufl., Halle/S. 1925; Richard J. Evans: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt/M., New York 1999.

⁹ Thomas Etzemüller: *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*. Frankfurt/M., New York 2012, S. 106.

¹⁰ Edward H. Carr: *Was ist Geschichte?* Stuttgart 1963, S. 86.

¹¹ Popper: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Bd. II, 7. Aufl., Tübingen 1992, S. 316.

¹² Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Geschichte und Soziologie*, 2. Aufl., Königstein/Ts. 1984, S. 15.

keit stehen Quellen. Sie glauben an die Vetomacht der Quellen, für viele ein Axiom, das andere Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften als etwas lächerlich, als längst überwundenen Historismus des 19. Jahrhunderts abtun. Dieses Spannungsfeld zwischen Theorie und Empirie ist weder theoretisch noch empirisch aufzulösen. Historiker glauben an Fakten, wenn sie sie belegen können. Zugleich wissen sie, dass sie ihre Fakten als einen Sinnzusammenhang konstruieren, der ihnen selbst womöglich als objektiv, ihren Lesern und Kritikern aber durchaus als Fiktion erscheinen mag. Um so wenig fiktiv wie nötig zu erscheinen, bewegen sie sich in einer großen Quellenvielfalt und -breite – für Nichthistoriker kommen daher die Fußnoten – bzw. Anmerkungsapparate oft einigermaßen überbordend daher. Debatten in der Geschichtswissenschaft mögen theoretische und methodische Ursachen und Ziele haben, im Kern geht es jedoch fast immer um Quellen: um die „richtigen“, um „fehlende“, um „übersehene“, zuweilen sogar um „falsche“, v.a. jedoch um die Interpretation von Quellen. Diese folgt Theorien, Annahmen, einer unübersehbaren Standortgebundenheit, dem Gespräch zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart. Und da diese hauchdünn ist und sich unentwegt verändert, sind Historiker aus professionellen Gründen zu Langsamkeit, Bedächtigkeit, Behäbigkeit geradezu gezwungen. Warum? Weil sie nicht in der Zeit (Gegenwart), sondern mit Abstand zur jeweiligen Gegenwart deren „Zeit“ rekonstruieren und interpretieren. Mit anderen Worten: Historiker benötigen zeitlichen Abstand. Es gibt sogar die Auffassung, alle Geschichte ist Zeitgeschichte. Man mag darüber streiten, ob das Frühe Mittelalter wirklich als Zeitgeschichte angesehen werden kann, aber die Interpretation und Rekonstruktion heute geschieht aus unserer Zeit heraus.

Die wissenschaftliche Zeitgeschichtsschreibung befindet sich nicht nur im Spannungsfeld zugänglicher respektive nicht erreichbarer Quellen. Sie wird auch herausgefordert durch „die“ Zeitzeugen.¹³ Deren Kennzeichen ist nicht nur ihre unmittelbare Teilhabe am Zurückliegenden, sondern auch ihr Drang, ihre Sicht auf die Dinge zu eigenen Lebzeiten der Öffentlichkeit kundzutun.¹⁴ Sonst kennten wir sie nicht als Zeitzeugen. Für Historiker sind das wichtige Quellen. Keine andere Wissenschaft ist diesem Druck der Zeitzeugen so ausgesetzt wie die Geschichtswissenschaft.

Ich schreibe immer standortgebunden. Meine Fragen verändern sich ständig. Einige meiner Antworten verschieben sich. Ich mache keinen Hehl daraus, dass für mich Kolonialismus, Faschismus/Nationalsozialismus und Kommunismus mörderische, verbrecherische Dystopien, Sehnsüchte und reale Ereignisse darstellten, denen ich weder etwas Positives abgewinnen kann noch will. Niemand wird mir unterstellen können, dass ich mich als Historiker an meinen Schreibtisch setze und nicht wüsste, wie das Ende aussieht. Und obwohl ich standortgebunden argumentiere, obwohl ich politische und moralische Grundüberzeugungen vertrete, so verhindert das nicht, die Rekonstruktion von Geschichte und Biographie als einen weitgehend wertfreien Prozess zu begreifen und zu realisieren. Das ermöglicht es mir, Walter Ulbricht im Jahr 1903, 1923, 1933 oder 1943 nicht aus der Perspektive des Jahres 1953 oder 1961, 1973 oder 2023 zu betrachten, sondern ihn in seiner Zeit anzuschauen. Bilde ich mir ein.

¹³ Exemplarisch: Anna Karla: *Revolution als Zeitgeschichte. Memoiren der Französischen Revolution in der Restaurationszeit*. Göttingen 2012.

¹⁴ Martin Sabrow, Norbert Frei (Hrsg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*. Göttingen 2012.

Das hört sich banaler an, als zu sein scheint. Immer wieder dekonstruiere ich, wie es über Jahrzehnte über zum „guten Ton“ gehörte, Ulbrichts Biographie rückwirkend Dinge anzudichten, weil sie ihm zugetraut wurden, weil sie sein Bild noch mehr verdüsteren, weil es dem Zeitgeist entsprach. Ich erfinde keinen neuen Ulbricht. Aber sehr wohl konstruiere ich eine Biographie, die in ihrer jeweiligen Zeit bleibt und nicht mit Wissen hantiert, das es zum Handlungszeitpunkt nicht gab. Daher dekonstruiere ich auch immer wieder gewohnte Ulbricht-Bilder. Ich arbeite mich an Ulbricht nicht ab. Ich will nur verstehen. Und nebenbei eine Lücke füllen: die erste vollständig aus den Quellen erarbeitete Ulbricht-Biographie vorlegen, die keine geschichtspolitischen, kommerziellen oder andere vor- und nichtwissenschaftliche Motive verfolgt. Meine Motive waren Interesse, Neugier, Wissen, Erkenntnis. Und ich fühlte mich trotz meiner Standortgebundenheit als Langweiler berufen genug, gleichmütigen historischen Abstand aufzuweisen, der mich zu nichts anderen als meinen genannten Motiven verleitet.

Die Biographie stellt keine akademische Qualifizierungsschrift dar. Daher habe ich fast durchweg darauf verzichtet, die wissenschaftliche Literatur „vorzuführen“ und immer wieder zu zeigen, wo und wie sich Irrtümer einschlichen, wie viel schlauer ich als andere bin. Das hat mich auch nicht sonderlich interessiert, wenngleich ich ziemlich staunte, ja, immer noch staune, wie sich einzelne Fehler und Annahmen durch die Literatur ziehen, zum Teil seit vielen Jahrzehnten. Da wurde abgeschrieben und abgeschrieben und nur wenige nahmen mal die Quellen zur Hand, um zu prüfen, ob das überhaupt stimmt. Wissenschaft funktioniert nur mit Grundvertrauen. Mir kam das ein bisschen abhanden.

Wenn es um die Literatur für eine solche Biographie geht, steht auch die reichhaltige Erinnerungsliteratur zur Debatte. Deren Bedeutung ist für eine Ulbricht-Biographie kaum hoch genug zu veranschlagen. Und das allein schon deswegen, weil fast alle Legenden, Irrtümer, Unwahrheiten, Anekdoten und was auch immer aus dieser Art Literatur stammen. Aber auch Alltägliches ist kaum anderswo zu erfahren. Tatsächlich ist sie nicht anders zu behandeln als jede andere Quelle. Bezogen auf Ulbricht jedoch hat das bislang kaum jemand kritisch getan. Insbesondere die Memoiren und Darstellungen von Renegaten werden fast sakrosankt behandelt. Oftmals waren das Eintrittsbücher in die westliche Gesellschaft, die die nun richtige Gesinnung unter Beweis stellen sollten. Hannah Arendt schrieb 1953, die meisten Ex-Kommunisten schafften es nie, ehemalige Kommunisten zu werden. Sie blieben einem dualistischen, einfachen Weltbild verpflichtet. Arendt bezeichnete sie gar als „umgekehrte Kommunisten“, die mit den Kommunisten gemein hätten, allein im Besitz der Wahrheit zu sein. Sie glaubten ebenso, sie allein könnten mit ihrem Spezialwissen den nunmehrigen „Feind“, die Kommunisten, wirkungsvoll bekämpfen, weil nur sie die inneren Abläufe kannten. Mit der gleichen Verachtungsintensität, die sie früher ihren antikommunistischen Feinden entgegenbrachten, begegneten sie nun den Kommunisten. Arendt spitzte das in einer historisch wie aktuell gültigen Beobachtung noch zu: „Die Kommunisten wie Nazis haben immer nur ihre Feinde, nie aber ihre Freunde respektiert.“¹⁵

¹⁵ Hannah Arendt: Gestern waren sie noch Kommunisten. Zur Erkenntnis einer gefährlichen Zeiterscheinung (1953), in: dies.: In der Gegenwart. Übungen im politischen Denken II, hrsg. Ursula Ludz, München, Zürich 2000, S. 231.

Darauf komme ich immer wieder zurück. Interessant dürfte sein, warum die Bücher zum Beispiel von Wolfgang Leonhard, Margarete Buber-Neumann, Carola Stern, Gustav Regler, Ruth Fischer, Erich Gniffke, Alfred Kantorowicz, Erich Wollenberg und anderen einen so hohen Stellenwert bekamen. Es waren alles Kommunisten, die der heiligen Lehre abgeschworen hatten und nun in der westlichen Welt als authentische Zeitzeugen berichteten. Das war verdienstvoll. Weniger rühmlich war die ihnen oftmals entgegengebrachte Kritiklosigkeit. Zum Teil hält sie bis heute an.

Eine Biographie eines anderen Überlebenden, zumal Ulbricht, der einen kommunistischen deutschen Staat repräsentierte, was alle ursprünglich angestrebt hatten, kommt gar nicht umhin, deren Darstellungen in ein kritisches Verhältnis zum Hauptprotagonisten zu setzen.

Walter Ulbrichts Bild in der Öffentlichkeit ist bis heute eine Konstruktion entweder seiner Gegner oder seiner Anhänger. In der Wissenschaft sieht es etwas differenzierter aus. Aber auch dort tritt Ulbricht eher als Schablone, als Vollstrecker, als Unsympath, befrachtet mit den üblichen Vorurteilen, auf. Als Biograph musste ich mir die Frage stellen, wie würden wir heute Ulbricht sehen, wäre er 1917 an der Front gefallen, 1928 aus der KPD ausgeschlossen oder 1937 erschossen worden? Nichts von dem lag außerhalb realer Möglichkeiten. Das allgemeine Bild von ihm wäre um einiges günstiger. Gerade die aus der KPD Ausgeschlossenen und die Abtrünnigen werden öffentlich wie wissenschaftlich nicht selten als Alternativen konstruiert. Und die in der Sowjetunion Hingerichteten gelten oft als die besseren Kommunisten. Ihr Tod war dabei so zufällig wie das Überleben fast aller Davongekommenen. Und wie würden wir über Ulbricht denken, wäre er 1952 verhaftet, 1953 entmachtet oder 1956/57 gestürzt worden? Auch hier braucht es keiner rückwärts-gewandten Propheten, um anhand anderer Beispiele festzustellen: Das Ulbricht-Bild wäre ein ganz und gar anderes, ein weitaus günstigeres.

Meine Aufgabe sah ich aber nicht darin, Ulbricht günstig oder weniger günstig erscheinen zu lassen. Mir ist egal, wie er „rüberkommt“. Ich habe die Biographie von Ulbricht zeithistorisch rekonstruiert: die Person in der Vergangenheit und die Geschichte in der Person. Es ging mir nicht einmal darum zu „klären“, wer wem seinen Stempel aufdrückte. Das war und ist immer ein Geflecht – die Zeit sucht sich ihre Personen, und die Personen nehmen sich die Zeit. Die Person nur als eine Ableitung ihrer Umwelt anzusehen, erscheint mir nicht umfassend genug. Um mich nicht zu verheddern, wählte ich den Königsweg, wie ich finde: eine Geschichte der Zeit mit der Person, ohne sie zum Gradmesser zu machen. Herauskommen sollte eine deutsche Geschichte in ihrer Verflechtung mit der europäischen, gespiegelt in der Geschichte des Kommunismus und dargestellt anhand eines ihrer bedeutsamsten, einflussreichsten und erfolgreichsten Vertreter.

Walter Ulbricht war der erfolgreichste Kommunist in der deutschen Geschichte. Er überlebte und begründete den kommunistischen deutschen Staat, und als er starb, gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass dieser Staat am Ende des nächsten Jahrzehnts weitaus geräuschloser von der Weltbühne abtreten würde, als er sie betreten hatte. Die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert als eine Geschichte zu begreifen, deren Zäsuren in der Historiographie nur Hilfsmittel sind, um Darstellungen plausibel und übersichtlich erscheinen

zu lassen, hört sich banaler an, als es in der Umsetzung ist. So hat sich auch eine professionelle Arbeitsteilung eingestellt. Die deutsche Geschichte wird immer noch geteilt in eine Zeit vor und eine nach 1945. Dafür gibt es viele gute Gründe. In einer Biographie wie der von Ulbricht lässt sich keiner mehr finden. Nun erweist sich auch die Zusammengehörigkeit des Jahrhunderts als so zentral, dass es erstaunt, wie zementiert die Zäsur immer noch ist. Die DDR-Geschichte, insbesondere die Ulbricht-Ära, ist ohne eine Berücksichtigung der Entwicklungen bis 1945 nicht zu verstehen, auch nicht zu erzählen.

Mit anderen Worten: Ulbrichts Lebensweg verlangt nach einer historischen Einbettung, die mehr als Handbuch- und Überblickswissen benötigt. Dafür bedarf es keiner besonderen Fähigkeiten, aber sehr wohl Zeit, viel Zeit. Und den Mut, Terrain zu betreten, das andere als Experten weitaus intensiver und länger bearbeitet haben.

Eine Biographie, von wem auch immer, überfordert alle Biographen. Sie verlangt eine Antwort auf die Frage von Jean-Paul Sartre: Was wissen wir heute von einem Menschen und warum soll man überhaupt etwas über einen Menschen wissen?¹⁶ Da ich Popper folge und auch nicht glaube, dass die Weltgeschichte einen Sinn hat – was für einen Sinn hat dann eine Biographie? Stimmt es womöglich, dass Geschichte einen vagen Sinn nur „mit dem individuellen Menschen“ überhaupt erhalten kann?¹⁷

Sartre und Popper hatten wenig gemein, aber hier treffen sie sich dann doch: Die Sinnlosigkeit verführt dazu, nichts wissen zu können, weil nichts gewusst werden kann. Kopf und Herz bleiben verschlossen, egal wie viele Quellen zu sprechen, stöhnen, weinen, jammern, schlagen, schreien mögen. Wenn wo auch immer, im Tagebuch, im Brief, in anderen Quellen oder eben in einer Biographie, zu lesen ist, jemand weinte, heißt das noch lange nicht, diese Person weinte wirklich.

Der große marxistische Historiker Franz Mehring schrieb 1918, der „Zweck jeder Biographie“ bestehe darin, „den Menschen, den sie schildert – soweit es mit den Mitteln literarischer Darstellung möglich ist – der Nachwelt wieder so lebendig zu machen, wie er sich ehemals unter seinen Zeitgenossen bewegt hat“.¹⁸ Man mag das belächeln angesichts der Unmöglichkeit, einen solchen Anspruch auch nur ansatzweise einlösen zu können. Mehring hat das in seiner großen Marx-Biographie (1918) selbstverständlich auch nicht geschafft. Aber auch hier taucht der Anspruch auf, den Menschen in seiner Zeit belassen. Woher aber soll ich wissen, wie diese oder jene „Zeit“ war? Historiker schreiben fast immer über Räume und Zeiten, die sie nicht kennen, und in ihrer Verschränkung schon gar nicht. Mehring hat „einen“ Zeitgenossen vor Augen, dabei gibt es unendliche viele, die selbst – ich drehe mich im Kreis – nicht nur einen Blick, sondern ganz viele Blicke auf ihre Zeit und sich selbst hatten.

Bleiben Memoiren, Erinnerungen. Aber unterliegen sie nicht genau diesen Tücken?

¹⁶ In: Werner Mittenzwei: *Brecht als Gegenstand der Biographie*. Berlin 1988, S. 14.

¹⁷ So: Romein: *Die Biographie*, S. 12.

¹⁸ Franz Mehring: *Eine Episode des Marxismus (1918)*, in: ders.: *Aufsätze zur Geschichte der Arbeiterbewegung*. Berlin 1963, S. 13, auch in: ders.: Karl Marx. *Geschichte seines Lebens*. 5. Aufl., Prag 1933, S. 589.

Autobiographien bringt die Leserschaft großen Respekt entgegen. Das Lebenswerk nötigt ihn ab, keine Frage. Sie beruhen, wenn auch nicht immer ausschließlich, auf Erinnerungen.¹⁹ Biographien über Personen des 19./20. Jahrhunderts stehen vor anderen Methoden- und Quellenprobleme als solche, die weiter zurückliegende Epochen in den Blick nehmen. Sie müssen sich weitaus mehr noch auf Erinnerungen berufen.²⁰ Wie zuverlässig aber sind Memoiren, ob nun von 1523, 1744, 1953 oder 2023?

Das ist eine gar nicht einfach zu beantwortende Frage, weil die wenigsten Autobiographien ihre Quellen offenlegen. Über Erinnerungslücken sind ganze Bibliotheken vollgeschrieben worden. Historiker wie Soziologinnen, Psychologen wie Essayistinnen haben darüber viel Kluges gesagt. Ich stehe Erinnerungen, so sehr ich sie mag, ziemlich skeptisch gegenüber. Wenn ich Menschen begegne, die mir noch Wochen oder Jahre später Dialoge mit Punkt und Komma „ganz genau“ wiedergeben können, zweifle ich meist. Vielleicht liegt das aber auch nur an mir, weil ich meist einen Tag später kaum noch sagen kann, was ich am vorgestrigen Tag zu Mittag aß? Ich erinnere mich meist mehr an das, was ich gestern erinnerte und laut verkündete, denn an das, was vorgestern wirklich geschah. Ein Solitär bin ich damit aber keineswegs. Überhaupt erhält unser Leben durch unsere Erzählung erst jene Logik und Stringenz, die ihm üblicherweise fehlt. Ganz zu schweigen von gelegentlichen Dramatisierungen, Ausschmückungen begleitet von Schlagfertigkeit, Witz, Mut und Schnelligkeit, die oft davon zeugen, was wir gern alles wären, aber nicht selten in der eigentlichen Situation nun gerade alles nicht waren. Das gilt übrigens ganz ähnlich für das berühmte Understatement.

Jürgen Kuczynski brachte als treuer Leninist etwas fertig, was unter Leninisten nicht eben üblich war: er langweilte nicht, war unterhaltsam, schriftlich wie mündlich. Der berühmteste in der DDR lebende Gesellschaftswissenschaftler hat mehrere Autobiographien publiziert. Ich schätze, es waren etwa zehn in Buchform. Hinzu kamen dutzende, wenn nicht hunderte autobiographische Artikel. Kein Wunder, dass er sich Gedanken über Erinnerung und ihre Tücken machte. Er machte öffentlich, was andere als peinlich empfunden hätten: 1937 traf er in Paris Egon Erwin Kisch. Kuczynski fiel eine Rezension von 1930 ein, als er ein Buch von Kisch kritisch und überheblich besprochen hatte. Kuczynski versprach, wenn der Freund siebzig Jahre alt werde (1955), schreibe er eine bessere, reifere Rezension. Der rasende Reporter nahm es ihm nicht übel. Als sie sich Monate später das nächste Mal in Paris trafen, schenkte der ihm sein neuestes Buch mit der Widmung: „Meinem Freund Jürgen sehr herzlich und mit der Bitte, hier noch mehr Einwände zu machen, als er zu meinem Amerika-Buch machte“. Kisch starb bereits 1948. Es kam eine Gedenkschrift heraus und Kuczynski publizierte darin den versprochenen Beitrag: „Die zweite Rezension von ‚Paradies Amerika‘“. Er hatte sein Versprechen erfüllt. 1985 jährte sich Kischs Geburtstag zum hundertsten Mal und Kuczynski wollte „aus selbsterzieherischen Gründen“ die „alte überhebliche Rezension von 1930“ lesen, derer er sich so geschämt hatte „und stellte fest,

¹⁹ Sehr anregend (mit einem Brief von Werner Mittenzwei): Jürgen Kuczynski: *Probleme der Autobiographie*. Berlin, Weimar 1983.

²⁰ Jacques LeGoff: *Wie schreibt man eine Biographie?*, in: *Wie Geschichte geschrieben wird*. Berlin 1990, S. 103-112.

daß ich damals überhaupt kein Buch von Kisch besprochen hatte, sondern Emil Ludwigs Buch über Lincoln.“²¹

Nun, nicht jede Erinnerung ist so kurios, wie die Irrungen der beiden berühmten Männer. Aber jeder erinnert sich zuweilen so. Erinnerungen sind Quellen. Nicht mehr, nicht weniger, die es ebenso kritisch zu betrachten und einzuordnen gilt wie jede andere.

Wie schaffen es Biographen von Hitler oder Stalin, Pol Pot oder Mao, Idi Amin oder Putin, Lukaschenka oder Timur Lenk, Iwan dem Schrecklichen oder Saddam Hussein, Muammar al-Gaddafi oder Caesar, Robespierre oder Leopold II., Franco oder Lenin, Pinochet oder Trujillo, Castro oder Ceausescu, Suharto oder Marcos, Mussolini oder Kim Il-sung sich vorurteilsfrei ans Werk zu machen? Da hilft nur die kühle Distanz eiskalter Geschichtswissenschaft, die sich um das vergossene Blut, die ungezählten Tränen, die Schmerzen, die Pein, die Folter nicht mehr kümmert als um Zahlen, Anweisungen, Befehle, Richtlinien. Stimmt das? Nein, natürlich nicht. Das gibt es natürlich, so wie es die empathische Historiographie schon immer gab, die sich für die Opfer nicht nur interessiert, sondern Anteil nimmt. Geschichtswissenschaft kann das eine wie das andere, wenn sie denn nur will. Ihr spezifischer Ansatz besteht darin, die einzelne Person, und seien es Hitler oder Stalin, im Geschichtsprozess einzuordnen, sie nicht über diesen zu stellen, sondern sie als Ausdruck desselben zu begreifen.²²

Stimmt es, dass zwei Seelen in unserer Brust wohnen, wie Goethe seinen Faust jammern lässt? Nein, natürlich nicht! Wir sind zerrissen nicht nur zwischen „0“ und „1“, sondern vielfach mehr. Ich könnte nicht sagen, wie viele „Seelen in meiner Brust“ wohnen. Das ändert sich nach Ort, Zeit und den Umständen, so wie die sich ständig ändern. Das hat nichts mit Unstetigkeit zu tun. Der Mensch ist vielfach zerrissen. Das macht das Genre Biographie so anspruchsvoll. Wie könnte ich mir anmaßen, einen Fremden ein ganzes Leben lang verstehen zu wollen, da es mir nicht einmal mit mir selbst gelingt? Als Hilfsmittel haben so manche empfohlen, psychoanalytische und andere Methoden der Psychologie zu verwenden. Womöglich hat das dem einen oder der anderen geholfen beim Schreiben einer Biographie, noch mehr wahrscheinlich beim Verfassen einer Autobiographie. Kurzum: Ich halte nichts von Ferndiagnosen – weder heute am TV-Gerät noch projiziert in die Vergangenheit, die auch nur das Material bereithält, das ich in der Hand halte. Daher bleibe ich dabei: Ich bin als Biograph nicht der allwissende Erzähler. Meine Fragen kann ich nicht alle beantworten, und selten eine erschöpfend. Eine Biographie bleibt ein Rätsel auch nach der Biographie.

²¹ Jürgen Kuczynski: *Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit: Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in Autobiographien*, in: Peter Alheit, Erika M. Hoerning (Hrsg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zur Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt/M., New York 1989, S. 25.

²² Volker R. Berghahn, Simone Lässig (Hrsg.): *Biography Between Structure and Agency. Central European Lives in International Historiography*. New York 2008.

Das Nichtwissen bleibt Bestandteil der Biographie. Das hängt auch damit zusammen, dass die Unmengen an Quellenbergen, die ich im Laufe der Jahre bearbeitete und die kaum kleiner zu werden schienen, dass eben diese Berge sehr viele Lücken enthalten. Es gibt zu ganz vielen Fragen gar nichts von Belang. Dem Übermaß an Quellen steht eine Quellenleere gegenüber, die das Übermaß umso erdrückender, die Leere umso ratloser macht. Und das, was vorhanden ist, muss decodiert, entziffert, kontextualisiert, muss verstanden werden. Woher soll ich wissen, ob mir das gelang? Denn über eines sollte sich der Biograph auch im Klaren sein: Quellen sind auch zu befragen auf das, was sie nicht zeigen, nicht sagen, nicht beinhalten. Warum, warum, warum! Mein Buch nennt sich Biographie. Es trägt zusammen, stellt in Kontexte, was ich in jahrelanger Sammelarbeit am Wegesrand aufgelesen haben. Nun könnte die literarische Kunst meine Biographie nehmen und ans Werk gehen. Die ernstzunehmende prosaische Biographie fußt auf wissenschaftlicher Forschung, die das Material bereitstellt, um literarische Kunstwerke entstehen lassen zu können. Ich verstehe mich als Kärner.

Die Kunst der Biographie kennt viele Wege und Möglichkeiten. Die ungewöhnlichste, originellste und lehrreichste legte vielleicht der französische Historiker Alain Corbin vor. Er ging ins Archiv und teilte den verduztten Archivaren mit, dass er noch nicht wisse, was er suche. Im Standesamtsregister suchte er wahllos einen Namen heraus. Der Mann, für den er sich entschied, war einer der unzähligen Vergessenen. Er hinterließ keine schriftlichen Zeugnisse. Corbin aber begab sich in dessen Spuren, er entriss diesen Niemand dem Vergessen und rekonstruierte eine Biographie über einen Mann, einen Holzschuhmacher, den niemand kennt. Der letzte Satz dieser erstaunlichen und unterhaltsamen Entdeckungsreise lautet: „Was würde er wohl über dieses Buch denken, das er in jedem Fall nicht hätten lesen können.“²³

Eine solche Frage sollte sich ein Biograph, wenn es um eine tote Persönlichkeit geht, nicht stellen, denke ich. Fremd- und Selbstbilder sind selten kongruent. Biographien haben nicht die Aufgabe, die Porträtierten so darzustellen, wie sie es selbst tun würden. Autobiographien haftet das Heroische an, zwangsläufig schon dadurch, dass es überhaupt für nötig erachtet wird, das eigene Leben zwischen zwei Buchdeckel gepresst der Zukunft zu hinterlassen. Biographen glauben daran, dass die Porträtierten nicht vergessen werden sollten, dürfen, warum auch immer, aber wahrscheinlich selten aus ähnlichen Gründen, wie sie ihre Helden selbst nennen würden. Bei Walter Ulbricht und mir könnte wahrscheinlich die Differenz solcher Annahmen kaum größer sein.

Im Januar 1998 und im Februar 1999 bekam Lotte Ulbricht, die Witwe von Walter Ulbricht, Post aus München. Wahrscheinlich hat sie häufiger solche Briefe seit 1991 erhalten, überliefert sind nur diese beiden.²⁴ Absender war die VG Wort, über deren Post sich Autoren fast immer freuen. Lotte Ulbrichts Reaktionen sind nicht überliefert, geantwor-

²³ Alain Corbin: *Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben*. Frankfurt/M., New York 1999, S. 292.

²⁴ Briefe der VG Wort an Lotte Ulbricht vom 26.1.1999 und 11.2.1998 nebst Anlagen. SAPMO BA, NY 4182, vorl. K 379 (unpaginiert).

tet hat sie auf den Brief der Verwertungsgesellschaft jedenfalls nicht. Was sollte sie auch tun? Informierte sie doch die VG Wort darüber, dass in einem Geschichtsschullehrbuch ein Zitat ihres 1973 verstorbenen Ehemannes abgedruckt werden sollte und sie dafür eine „angemessene Vergütung“ zu erwarten habe. Bei diesem Zitat handelte es sich um das drittbekannteste Zitat Ulbrichts: „Es ist doch ganz klar: Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.“²⁵ Überliefert hat es Wolfgang Leonhard in seinem berühmten Buch „Die Revolution entläßt ihre Kinder“, das er 1955 veröffentlichte.

Für die VG Wort stand zweifelsfrei fest, dass zwei Anführungszeichen am Anfang und Ende Beleg genug seien, um den Urheber dingfest machen zu können. Wie authentisch sind eigentlich Sätze, Aufsätze, Vorträge, Quellen, die den Namen von Walter Ulbricht tragen? Das ist eine einfache Frage, die sich nicht so einfach beantworten lässt – für die Jahre etwa ab 1928/29. Denn Ulbricht war mittlerweile so hoch in der KPD-Hierarchie angekommen, dass längst nicht mehr alles, was seinen Namen trug, auch originär von ihm stammte. Das nahm nach 1945 noch andere Dimensionen an, als er faktischer Alleinherrscher von Partei und Staat wurde. Obwohl Ulbricht ein Workaholic war, der nicht selten 16, 18 Stunden konzentriert arbeitete – das Pensum, das er zu bewältigen hatte, war nur mit einem großen Apparat und vielen engagierten Zuarbeitern halbwegs zu schaffen. Mit anderen Worten: Je höher Ulbricht stieg, je einsamer es in luftiger Höhe um ihn herum wurde, um so mehr war der Alleinherrscher in seinem Arbeitsalltag abhängig von vielen anderen. Es ist kaum noch zu unterscheiden, was Ulbrichts Überlegungen und was denen seiner Mitarbeiter entsprang. Das zu decodieren, ist eine Aufgabe. Diese entbindet nicht davon, Ulbricht als Teil eines Ganzen darzustellen. Die Biographie muss daher auch eine Gesellschaftsgeschichte der Zeit sein, in der Ulbricht wirkte. Das ist der Erklärungsansatz, der für einen Diktator noch mehr zu gelten hat als für Persönlichkeiten, die in der Demokratie ein Amt auf Zeit geliehen bekommen. In der Diktatur ist der Diktator von weitaus mehr Menschen abhängig als der gewählte Präsident oder Kanzler in der Demokratie. Das hängt mit dem Anspruch eines Diktators zusammen, für alles und jedes mit der immer passenden Antwort aufwarten zu können.

Das eine ist, nachzuspüren, was wäre gewesen, wenn Ulbricht nicht das, sondern jenes 1912 oder 1918 oder 1922 oder 1929 gesagt und getan hätte. Wie hätte sich sein Lebensweg verändert? Von solchen Wegscheiden gab es viele, sichtbar werden sie nur an Punkten, an denen sich Änderungen im Leben einstellten. Keine einzige davon war zwangsläufig. Aber zählte er zu den unersetzlichen Personen, zu jenen wenigen, „die es eben doch sind“ und daher „groß“ sind?²⁶ Diese Frage müsste sich ebenso kontrafaktisch stellen: Was wäre ohne Ulbricht wann und wo im Geschichtsverlauf anders verlaufen? Hätte es keine Mauer, keinen Volksaufstand, keine Zwangsvereinigung, keine gescheiterte Volksfrontpolitik gegeben? Oder könnten wir, so gefragt, nicht jede Persönlichkeit aus der Geschichte herausschreiben?

²⁵ Dazu: Kowalczuk: *Walter Ulbricht – Der kommunistische Diktator*, S. 35-36.

²⁶ Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (1905). München 2018, S. 219.

Die große US-amerikanische Geschichtserzählerin Barbara Tuchman sah in der Biographie „eine Form ..., um darin Geschichte einzukapseln.“ Sie hatte eine Leserschaft im Blick, wenn sie am Schreibtisch arbeitete: „Als ein Prisma der Geschichte erregt und fesselt die Biographie das Interesse des Lesers am großen Thema.“²⁷ Im Prinzip geht es darum, auch einmal am Frühstückstisch der Mächtigen zu Gast sein zu können. Das macht Bestseller aus, wie sie auch Tuchman schrieb. Sie hatte gute Gründe, ihre Arbeit als Kunstwerke anzusehen. Solche Biographien werden geliebt, gekauft und zuweilen sogar gelesen. Und hier kann der quellengebändige Historiker nicht mithalten, es sei denn, er hat mehr als Fantasie zur Verfügung, um zu wissen, wie es am Frühstückstisch, um bei diesem Bild zu bleiben, wirklich zugeht. Alle Biographen müssen sich Seite für Seite entscheiden, was sie wollen: Geschichte im Prisma zu schildern oder Gefühle und Gedanken zu erfinden, die kaum die Porträtierten rekonstruieren könnten. Beides geht nicht.

Biographien werden geschrieben, um gelesen zu werden. Soviel ich mich auch mühte, eine andere Überzeugung zu gewinnen, es gelang mir nicht. Aber das letzte Wort haben die Leser nicht.

Ilko-Sascha Kowalczuk

²⁷ Barbara Tuchman: *In Geschichte denken. Essays*. Düsseldorf 1982, S. 94-95.



NASZE WYDAWNICTWA

INSTYTUT ZACHODNI
ul. Mostowa 27, 61-854 Poznań
tel. +61 852 28 54
fax +61 852 49 05
e-mail: wydawnictwo@iz.poznan.pl

Stanisław Żerko

Niemiecka polityka zagraniczna 1933-1939 (wyd. II uzupełnione)

Studium Niemcoznawcze Instytutu Zachodniego nr 100
ISBN 978-83-66412-42-2
Poznań 2022
464 ss.

Książka stanowi opartą na wnikliwej kwerendzie źródłowej syntezę polityki zagranicznej Trzeciej Rzeszy. Punktem wyjścia stało się przedstawienie koncepcji tej polityki w okresie przed dojściem NSDAP do władzy, jak i kształtowanie się nazistowskiego programu pod wpływem poglądów Hitlera, a także osób z kręgu elit władzy Trzeciej Rzeszy i innych osobistości nawiązujących do tradycyjnego nurtu niemieckiego nacjonalizmu.

Autor przedstawia główne kierunki aktywności niemieckiej dyplomacji w okresie konsolidacji reżimu hitlerowskiego, jak i późniejsze wysiłki budowania mocarstwowej pozycji Rzeszy. Szczegółowo zostały ukazane stosunki z mocarstwami, zwłaszcza próby pozyskania Wielkiej Brytanii jako sojusznika, lecz także wiele uwagi poświęcono polityce wobec mniejszych państw.

Ważne miejsce zajmują też relacje z Polską, szczególnie zabiegi o włączenie naszego kraju do grupy państw-sprzymierzeńców Rzeszy, jak i kryzys powstały w związku z próbą podporządkowania sobie Polski, który doprowadził do rozpętnania przez Hitlera II wojny światowej.